

Heber ein Stüblein.

Von Paul Deyse.

Tulde, gedulde dich feil!
Leber ein Stüblein
Leber ein Stüblein
Leber ein Stüblein

Leber den Fisch, wo die Gloden hangen,
In schon lange der Seide gegangen,
Ging in Färners Fenster ein.

Der am nächsten dem Sturm der Gloden,
Erstam wohnt er, oft erlösenden,
Doch am frühesten tröstet ihn Sonnen-
schein.

Wer in tiefen Gassen gebaut,
Gibt an Stütten sein sich traut,
Gleden haben ihn nie erlöset,
Wettertrahl ihn nie umzietet,
Aber spät sein Morgen graut.

Gib und Tiefe hat Lust und Leid.
Ez ihm ab, dem törligen Hei-
Ander Gram birgt andre Wonne.

Tulde, gedulde dich feil!
Leber ein Stüblein
Leber ein Stüblein
Leber ein Stüblein

Der goldene Baum.

Ein Märchen von Ewald Leopold.

Jung und neuverheiratet waren sie,
und sie bewohnten ein weißgetalktes
Häuschen dicht an einem großen
Walde.

Sie hatten alles, was Menschen
verlangen können, nur kein Geld.

Er war so etwas wie Holzhauser;
mit Fleiß und Geduld schlug er sich
redlich durch's Leben und schaffte
gerade das Notwendige herbei.

Und sie liebten einander so innig, wie zwei
junge Menschenkinder einander
lieben können. Sie waren ja genü-
sam und hübsch und frohgen vor Ge-
sundheit.

An Liebe und Quellwasser war
geradezu Ueberfluß vorhanden. Am
Abend, wenn die Sonne groß und
rot hinterm Walde unterging, saßen
sie vor dem Hause auf einer kleinen,
grüngestrichenen Bank und umarmten
einander. Die Strochoden flügelten
gelb und violett in dem starken
Licht, und Rosen blühten zwischen
blauen Verajimeinnicht und großen,
duftenden Lilien. Tief im Buchen-
walde rief der Ruckd, und unten
im Erlengebüsch an dem kleinen See
lodten die Nachtigallen, von Mücken
gefältigt und von Liebe berauscht.

Aber dann wurde es Winter, und
die Frau begann, etwas zu entbeh-
ren, etwas, das über die reine Liebe
hinausging. Drißen, jenseits des
Waldes, lebten Damen, die goldene
Schuhe und schwarze Federhüte tra-
gen und in rotlackierten Schlitzen mit
weißen, herabhängenden Federn und
schweren Wärenellen spazieren fu-
hren. Sie benedite diese Damen,
und sie sagte ihrem Manne ganz of-
fen, sie habe es satt, in umgeänderten
Kleibern umherzugehen und auf-
gewärmtes Mittagessen zu bekom-
men.

Eines Tages kam der Mann in
größter Aufregung von seiner Arbeit
nach Hause. Wie gewöhnlich hatte
er im Walde gefunden und hatte
Brennholz gehauen fürs tägliche
Brot, da war ihm plötzlich eine
freundliche Fee erschienen, die ihm
auf das lebenswichtigste ein besseres
Leben und ein reichlicheres Einkom-
men anbot.

„Ich traf sie gerade vor der Hütte
der alten Waldfrau,“ sagte er, noch
ganz benommen von seinem Erleb-
nis. „Und sie war sehr zuvorkom-
mend. Denke Dir, sie will uns Geld
verschaffen, so viel wir haben wollen.
Aber die Bedingungen sind mir
allerdings Angst ein. Sie will mich
in einen Goldbaum verwandeln, so
daß Du jeden Tag hingehst und
mich schütteln und all die Goldstücke
sammeln kannst — so viel Du ver-
magst.“

„Das ist ja ausgezeichnet!“ meinte
die Frau. „Wenn sie das wirklich
für uns tun will, dann kannst Du
Dich wohl ein wenig opfern, da
Dein liebes, gutes Weib doch so gro-
ßen Vorteil davon hätte.“

Der Mann aber sah ganz mühs
aus. Natürlich ist es ein Glück, daß
sie uns helfen will,“ sagte er beküm-
mert. „Aber sie hat mich schon dar-
auf vorbereitet, daß die Verwandlung
sehr schmerzhaft sein würde.“

„Was macht das?“ rief die Frau.
„Bedenk! doch einmal den Augen, den
wir von dem bisherigen Schmerz haben
können. Denn an alle die Wünsche,
die ich mir dann erfüllen kann, an
alle die neuen Hüte und Kleider, die
ich mir kaufen kann. Wenn Du mich
wirklich liebtest, würdest Du gar kein
Aufsehens von der Sache machen.“

„Aber ich bin ja auch froh,“ erwi-
derte der Mann und küßte sie zärtlich
mitten auf den Mund. „An die Lei-
den gewöhnt man sich wohl schnell,
besonders, wenn Du dadurch zufried-
gestellt wirst. Aber nun sollst Du
hören: Die gute Fee hat mir erklärt,
wie das Ganze zugeht. Man emp-
findet oben im Kopfe einen bestigen
Schmerz, wenn die Zweige herauszu-
wachsen beginnen; und wenn dann
das Goldgelb auf den Zweigen her-
vorkommt und Du in den Garten
kommst und mich schüttelst, dann soll
das so zu fühlen sein, als ob man
mit ein Messer direkt ins Herz
stieße.“

„Das ist alles?“ rief die Frau.
„Nun bist Du schon seit so vielen
Jahren Holzhauser und hast aus-
schließlichs Deine Arme gebraucht,
da kann es Dir doch wohl nichts

schaden, wenn Du auch einmal Dein
Gehirn ein wenig gebrauchst und ein
Goldbaum wirst!“

„Solange ich es ertragen kann,
werde ich schon aushalten,“ versicherte
der Mann. „Aber eins will ich Dir
sagen: Wenn es sich nicht um Dein
Fleisch handelt, würde ich nie den
Mut haben, das alles über mich er-
gehen zu lassen.“

„Das fehlt bloß noch,“ sagte die
Frau unwillig. „Du bist doch kein
Feigling! Mach' Dich doch nicht
schlechter, als Du bist!“ Und sie
strahlte geradezu vor Neugier und
Erwartung.

Dann kam die Fee.
„Ich habe schon mit ihrem Mann
gesprochen,“ sagte sie zu der Frau
und legte einen großen schwarzen
Seidenbeutel auf den Tisch. „Ich
möchte sehr gern etwas für Sie tun.
Aber ich will Sie noch einmal darauf
vorbereiten, daß es außerordentlich
schmerzhaft ist, ein Goldbaum zu
werden. Das kostet Blut. Nach der
Verwandlung fließen von Zeit zu
Zeit ein paar Blutstropfen aus der
Krone des Baumes, die erlaube ich
mir in dieser kleinen Flasche zu sam-
meln. Einen anderen Lohn verlange
ich für meine Bemühung nicht. —
Nun, wollen wir jetzt einen Versuch
machen?“

Im selben Augenblick verlor der
Mann das Bewußtsein.
„Hat Ihr Mann schwache Ner-
ven?“ fragte die Fee teilnehmend und
nahm ihren Hut ab.

„Gott, nein — er ist bloß so feige,“
entgegnete die Frau. „Wollen Sie
nicht inzwischen ein Täßchen Kaffee
trinken? Dann kommt er wohl von
selbst wieder zu sich.“

„Vielen Dank! Eine kleine Tasse
starker Kaffee ohne Milch wird mir
recht gut tun. Ich will doch nicht
hoffen, daß Ihr Mann an Blutar-
tum leidet!“

„Seien Sie nur unbesorgt, liebe
Frau! Sie werden so viel bekommen,
wie Sie wünschen.“

Als die beiden Damen Kaffee ge-
trunken hatten, erwachte der Mann
und schlug die Augen auf; er machte
einen ganz verwirrten und recht be-
mittelsamernden Eindruck.

„Schämst Du Dich denn gar
nicht?“ flüsterte seine Frau ihm zu.
„Was soll die fremde Dame denn von
Dir denken?“

„Ich habe nicht den Mut,“ jam-
merte der Mann, „ich habe nicht den
Mut! Ich bin so fürchterlich empfind-
lich für körperliche Schmerzen! Lie-
ber will ich arm bleiben und mein
Gehirn und mein Herz unversehrt
behalten. Ich finde, auch Gold kann
man zu teuer kaufen.“

„Feigling!“ schrie da die Frau.
„Aber gut! Wenn Du nicht willst,
so will ich! Wollen Sie einen Ver-
such mit mir machen, liebe Frau,
damit mein Mann sehen kann, daß
ich keine Angst davor habe, ein paar
Schmerzen auszuhalten, wenn es sich
um ein Wohl handelt.“

Alle drei gingen in den Garten,
die Frau an der Spitze, sie war zu
begierig nach dem Gold und den
neuen Kleidern.

Dann berührte die Fee sie mit
ihrem kleinen Stabe, ein halberstü-
dter Schrei wurde laut, und im sel-
ben Augenblick stand da ein schlanker
kleiner Goldbaum, dessen lange, feine
Zweige hin und her wehten. Und an
den Zweigen hingen viele Hunderte
von glänzenden Goldmünzen. Der
Mann fiel auf die Knie und verbaug
das Gesicht in den Händen. Er
schämte sich wie ein Hund über sich
selbst. Näher und näher kroch er
an den funkelnden Baum heran,
legte seine zitternden Hände um die
strahlende Krone und bedeckte den
schönen Stamm mit brennenden
Küssen.

Aber er rührte nicht eins von den
Goldstücken an, um seiner verwandel-
ten Frau nicht wehe zu tun.

„Wenn Sie nicht schütteln wol-
len, werde ich es tun,“ sagte die Fee
mit verächtlicher Betonung, und sie
schüttelte den Baum, daß alles Gold
herabregnete.

Nachdem sie es aufgesammelt hat-
te, steckte sie es in ihren schwarzen
Seidenbeutel, der dadurch einen recht
beträchtlichen Umfang bekam. Dann
berührte sie den Baum wieder mit
ihrem Zauberstab, und im selben Au-
genblick stand die Frau in ihrer rich-
tigen Gestalt neben ihnen. Sie
schluchzte und klagte über starke
Kopfschmerzen. Noch war sie ganz
narr und betäubt von alledem, was
sie soeben durchgemacht hatte.

Es dauerte lange, bis sie wieder
ganz zu sich kam.

„Entsetzlich!“ flüsterte sie ein über-
andere Mal. „Ach, wie sehr ich ge-
litten habe! Es war, als ob mir ein
rostiges Messer direkt mitten ins
Herz gestochen würde.“

„Na ja, aber jetzt ist es doch über-
standen,“ sagte die Fee, „und das
Ganze hat ja nur vier Minuten ge-
dauert!“

„Wie ich Dich liebe und bewun-
dere!“ rief der Mann seiner Frau
zu. „Wie soll ich Dir nur danken
für Deinen Opfermut?“

„Stell Dich nur nicht an,“ sagte
die Frau, „jetzt ist die Krone an Dir.
Aber das will ich Dir sagen, wenn
ich das noch einmal durchmachen
müßte, dann würde ich den Verstand
verlieren.“

Und nun berührte die Fee den
Mann mit ihrem Zauberstab, und im
selben Augenblick stand ein Gold-
baum da, schöner und reicher als der
vorige, bis zur Erde bedeckt mit rotem
Gold.

Die Frau begann sofort, den
Baum zu schütteln, und bei ihrem
Eifer paffierte es ihr, daß sie einen
Zweig abbrach. Aber sie achtete nicht
weiter darauf, so eilig hatte sie es
mit dem Einsammeln des Goldes.

„Sie dürfen nicht zu heftig vor-
gehen,“ sagte die Fee. „Was Sie
heute nicht einsammeln können, damit
hat es ja Zeit bis morgen. Jeden
Tag wachsen die Goldstücke nämlich
von neuem. Mit etwas Behutsam-
keit und Behendigkeit können Sie ein
und auch zwei Jahre lang Ertrag
aus dem Baume ziehen. Aber Sie
dürfen nicht die Zweige abbrachen,
benn dann riskieren Sie, daß Ihr
Mann für Lebenszeit Invalide
wird.“

„Kann ich ihn so ohne weiteres so
sehen lassen?“ fragte die Frau beküm-
mert.

„Warum denn nicht?“ erwiderte
die Fee.

„Denn wenn mein Mann wieder
Mensch wird, dann wird er sich nicht
leicht dazu bewegen lassen, sich wie-
der in einen Goldbaum zu verwandeln,
fürchte ich. Er soll deshalb ein paar
Tage so stehen bleiben, und ich will
abwarten. Er stirbt doch wohl
nicht davon?“

„Seien Sie nur ganz ruhig, liebe
Frau,“ sagte die Fee. „Ich will wie-
der bei Ihnen vorprechen, wenn ich
einmal bei Gelegenheit vorbeikom-
me.“

Damit ging die Fee ihrer Wege.
Tag und Nacht lag die Frau nun
auf allen Vieren draußen auf dem
Rasen und schaukelte das Gold zu-
sammen. Sie rüttelte und schüttelte
den Baum, daß es in seinen Zweigen
fang und rauschte; und mit inniger
Freude sah sie, daß er voll großer
Goldnospen war, die eine neue Ernte
vertrug.

Hin und wieder, wenn das Auf-
sammeln der Münzen sie ermüdet
hatte, sprach sie zärtlich und tröstend
mit ihrem verzauberten Manne und
bat ihn, um des Himmels willen so
lange wie möglich auszuhalten, da
sein und ihr Glück davon abhängt.

Und der Baum rauschte so selbst-
am Abendwinde, und die Krone
schwitze Blutstropfen, die still am
Golde herabglitten und in der Erde
verschwanden.

„Mein armer Freund,“ sagte sie
bewegt, „ist es wirklich so schlimm?
Sei nun lieb zu Deiner kleinen Frau
und quäle mich nicht allzu sehr! Ich
will einen kleinen Gang in der Stadt
besorgen und komme vielleicht erst
morgen abend nach Hause. Es fehlt
uns ja fast alles in der Wirtschaft,
und ich werde nicht vergessen, etwas
zu kaufen, das auch Dir recht ist.“

Und die rechte Freude
bereitete und Dich überraschen wird.
Was meinst Du zu einer Gießkanne
und einer Gartenkühre? Na, leb'
wohl, mein Freund.“

Und dann ging die Frau zur
Stadt, wo sie sich ein Paar goldene
Schuhe mit hohen Absätzen und einen
rosenroten Federhut kaufte. Auch
zehn feidene Kleider in allen Regen-
bogenfarben kaufte sie. Und als sie
nun so fein war, meinte sie, in diesem
Aufzuge könne sie ins Theater gehen.

Da sah sie in ihrer vergoldeten
Loge und strahlte wie eine Prinz-
zessin in dem roten Kleide mit
den gelben Samtschleifen; und sie
dachte: nun bin ich doch endlich ein-
mal in meinem Leben ins rechte Glas
gekommen. Nun fehlen mir nur noch
Diamanten und Fuhrwerk. Wie die
Leute mich durch ihre Operngläser be-
trachten! Bin ich denn wirklich so
schön? Der alte Kammerdiener dort
in der Loge gegenüber findet es
offenbar. Wer wohl der junge Mann
sein mag, der mich da fortwährend
ankarrt? Ihm könnte ich mein Herz
auszuschütten, er sieht so verständnis-
sinnig aus, und er hat einen Scheitel
im Nacken. Ich will jetzt leben und mich
amüsieren!

Eine ganze Woche blieb sie in der
Stadt, und als sie schließlich wieder
nach Hause reiste, hatte sie den jun-
gen Mann bei sich im Wagen. Sie
sah auf seinem Schoß und versicherte
ihm zärtlich, sie sei gerade Witwe ge-
worden. Er glaubte ihr, weil er so
verliebt war und soeben eine größere
Summe von ihr geborat hatte.

Als sie in dem Waldhaufe ankam,
behielt sie ihn bei sich als eine
Art von Geschäftsführer und Sekre-
tär, denn allein konnte sie ja nicht
das Geld zählen, das täglich bei ihr
zusammenströmte.

Da kam eines Tages wieder die
Fee vorbei.

„Na, liebe Frau,“ sagte sie, „wie
geht es? Nun wollen Sie wohl gern
Ihren Mann wieder rhaben?“

„O Gott!“ meinte die Frau.
„Glauben Sie wirklich, daß das not-
wendig ist?“

„Ja, finden Sie das denn nicht
selber?“ fragte die Fee.

„Ich bin, offen gestanden, etwas
besorgt, daß ihm ein Schaden zuge-
stossen sein könnte. Sie hätten mich
längst holen müssen. Ich verkehre in
Familien, wo der Mann es höchstens
einen Monat lang ausläßt, Gold-
baum zu sein, und Ihr Mann hat
jetzt Gott weiß wie lange dagestan-
den!“

„Soll ich nun auch noch Vorwürfe
bekommen?“ klagte die Frau. „Wenn
Sie meinen, daß er Schaden erlitten
hat, dann, finde ich, können wir ihn
ja ebenso gut stehen lassen, wie er
steht.“

„Ich haste für nichts,“ sagte die
Fee. „Aber wir wollen in den Gar-
ten gehen und einmal nachsehen, wie
er sich ausnimmt.“

„Ich habe nicht den Mut, ihn zu
sehen. Ich will ihn nicht sehen!“

Da ging die Fee allein in den
Garten. Die Frau und der Sekretär
sahen inzwischen im Hause und
schmiegelten sich dicht aneinander. Da
hörten sie in weiter Ferne jemand
jammern und stöhnen.

„Das ist mein Mann!“ schrie die
Frau.

„Sind Sie denn nicht Witwe?“
fragte der Sekretär verblüfft und
spähte nach einem bequemen Aus-
gang.

„Nicht ganz,“ flüsterte sie er-
schrocken.

Sie hörten jemand die Garten-
treppe hinaufsteigen, und jetzt ver-
nahmen sie die tröstende Stimme der
Fee.

Die Tür ging auf, und auf der
Schwelle stand ein taumelnder, zit-
ternder Greis, der mit selbstamen, er-
löschenden Augen starr vor sich hin
blickte.

Als der Greis die beiden da drin-
nen sah, sagte er an sein Herz und
sank plötzlich zusammen.

„Nun sind Sie von ihm befreit,“
sagte die Fee. „Freuen Sie sich dar-
über, er wäre doch nie wieder Mensch
geworden.“

Schluchzend warf sich die Frau
über den Toten. Ihr Gewissen er-
machte, und sie hatte so grenzenloses
Mitleid mit sich selbst.

Dann erhob sie sich langsam und
wandte sich zu dem Sekretär, der
ganz zerknirscht da stand.

„Nun müssen Sie Goldbaum
sein,“ flüsterte sie fast unhörbar.
„Zeigen Sie mir, daß Sie mich eben-
so lieben wie der, der dort liegt. Sie
haben mir so oft erzählt, daß Sie in
den Tod für mich gehen könnten.
Nun nehme ich Sie beim Wort. Le-
ben Sie wohl, mein Freund.“

Den Sekretär überließ ein Schau-
der.

Dann ging die Fee mit dem Un-
glücklichen langsam in den Garten
hinab.

Ein wichtiger Gaunerstreich.

Hin und wieder geschieht es wohl,
daß selbst den im amtlichen Verkehr
mit Gaunern recht gewidigten Herren
vom Gericht von diesen ein Schnipps-
chen geschlagen wird. Von einem sol-
chen Fall, der sich in einem Vorort
von Kopenhagen ereignet, wird be-
richtet:

Im Vorzimmer eines Amtsrichters
erschien ein Mann mit einem Brief,
den er dem Gerichtsdiener übergab mit
der Bitte, das außerordentlich wich-
tige und eilige Schriftstück dem Herrn
Amtsrichter sofort zu übergeben. Der
Gerichtsdiener kommt der Aufforde-
rung nach. Der Amtsrichter öffnet den
Brief. Er enthält nur die Worte:
„Sollte es wohl gehen?“ Der Amt-
srichter dreht und wendet das Schrei-
ben, aber weiter ist nichts zu ent-
decken. Er schüttelt den Kopf. Dann
sagt er zu dem Gerichtsdiener: „Rufen
Sie doch den Mann herein!“

Als der Gerichtsdiener im Vorzimmer
erscheint, ist aber der Mann ver-
schwunden und mit ihm auch der kost-
bare Pelz des Amtsrichters. An dem
Haken, wo der Pelz gehangen, hing
nun ein Zettel mit der Aufschrift: „Ja,
es ging doch!“ Man hat vergeblich
versucht, den raffinierten Gauner aus-
findig zu machen.

Die elektrische Klingel.

Silas Cornob, der reichste Farmer
der Gegend, hatte sich ein neues Haus
bauen lassen mit allen neudmischen
Verbesserungen. Zu diesen gehörte
eine elektrische Türklingel, eine Neu-
erung, die man in jener Gegend noch
nicht kannte.

Eines Sonntags nachmittags kam
sein Nachbar Joe Briggs und wollte
Silas einen Besuch abstatten. Es war
ein heißer Tag; die Fenster standen
weit offen, aber die Haustüre war
geschlossen. Joe klopfte an — keine
Antwort. Joe klopfte zum zweiten
Male, etwas stärker — abermals keine
Antwort, trotzdem man das Klopfen
gehört haben mußte. Joe klopfte sehr
laut zum dritten Male — ohne Er-
folg.

Er wußte bestimmt, daß Silas zu-
hause war und überlegte sich, was er
eigentlich tun sollte, als von innen
Silas' mächtige Stimme erklang:
„Kreuzmilionendonnerwetter, kannst
Du nicht auf den Knopf der Schelle
drücken? Wozu habe ich die denn
anbringen lassen?“

— Familienstolz. Mutter:
Amalie, sieh zu, daß du unter die
Haube kommst, du wärst in unserer
Familie seit 1000 Jahren die erste alte
Jungfer!

— Interessante Letzüre.
Sie: Ich lese jetzt Freitags „Soll
und Haben.“
Er: So, warum lesen Sie denn
gerade Freitags?

Höhe 113.

Eine Mandoverlurre von S. E.
Ermisch.

„Also, Herr Leutnant, sehen Sie
dort links von dem Kirchturm den
Berg?“

„V'f'ehl, Herr Oberst!“

„Diesen Berg, es ist nach der Kar-
te die Höhe 113, werden Sie mit
einer „Handvoll“ Leute besetzen und
jede verdächtige Bewegung, feindliche
Patrouillen, Flieger usw. sofort mel-
den!“

„V'f'ehl, Herr Oberst!“

Der schon etwas angejahrte Kom-
mandeur, dessen rundliches Bäuchlein
durch die Feldbinde wie in zwei Teile
geschnitten war, wandte sich, riefige
Nauschwellen aus seiner Zigarre so-
sch herbstend, wieder dem Inneren
seiner Zeltstüte zu.

Es ist immer gut, Eile zu heuchern
und zu tun, als ob man sich vor lauter
Pflichterführung mehrere Beine aus-
reichen wollte — solange man sich im
Gesichtswinkel von Vorgesetzten be-
findet.

Um die Ede aber sieht selbst ein
Oberst nicht und das ist gut.

Der schon einigmal Gelloppspringen
fiel Leutnant Scharfenbed in gemütl-
chen Schlenkerschritt. Bemächlich holte er
sein Etui aus der Hosentasche, zün-
dete sich eine Zigarette an und schritt
langsam und würdig mit nachschlei-
fendem Säbel, beide Hände in den
Taschen seiner fedorauen Livree
vergraben durch das Bivouaklager sei-
ner „Behausung“ zu.

Ueberall rauchte und roch es nach
schönen Erbschuppen. Die Leute sa-
gen auf der Erde, spalteten Holz,
gruben Kochlöcher, schälten Kartof-
feln, schleppten und Wassersäcken heran,
schergzten, lachten, rauchten oder schlie-
fen. Man sah es ihnen an, unter
diesen freudlichen Neben Umständen
waren sie wieder gern Soldat.

Nur der arme Felix Scharfenbed
durfte dieser Freude des Lagerle-
bens nicht teilhaftig sein. Ein Hö-
herer hatte es anders und tüdischer
gewollt.

Statt der warmen Abendmahlzeit,
die der grüne Fährlich im
Schweife seines Angesichts hinter
dem Offizierszelt zusammenbraute,
hiß es nun mit schiefhängendem
Magen über knietischen Sturanker
„tippeln“. Und während der Ravi-
tän und die anderen sich an der
Weinliste gültig taten, mußte aus-
gerechnet er, Leutnant Scharfenbed,
auf Patrouille ziehen, nach dem
Sprichwort: „Den Jüngsten besäßen
die Hunde!“ Immerhin war es eine
große Gemeinheit.

Nach Ablauf weniger Minuten
waren drei Lebensgefährten, Leute,
die bei dem Feldwebel ein großes
Schuldbonto hatten, ausgeführt, den
Leutnant zu begleiten. Mit mühsen
Geschickern knallten sie sich den Af-
fen“ auf den Rücken, stülpten kra-
chend den Helm auf und trotzten
schwerfällig mit trummern Anien hin-
ter ihrem Führer her. Ein Hagel von
ironischen Bemerkungen folgte ihnen.

Noch einmal warfen die Vier einen
sehnfühlvollen Blick auf das bunte
Gewimmel des Platzes, von dem
bläuliche Wölfschen zum September-
himmel aufstiegen, zum lehtenmal so-
gen sie den wirzigen Geruch broden-
der Kartoffeln und lockender Erbs-
würste ein — dann ging es mit
gramberzerten Gesichtern vorwärts,
dem Berg entgegen.

„Nanu?“ machte Leutnant
Scharfenbed, der Oberkommandie-
rende seiner kleinen Streitmacht und
keuagapfelte durch das fernlos das
Gelände und die ominöse Anhöhe.

„Seht Ihr nichts?“ fragte er die
Waffenbrüder, die kreuen.

„Nein, Herr Leutnant,“ erwiderten
diese, ohne den hohen Kartoffel-
stauden aufzublicken. Denn nur un-
gerne fällt man auf die Nase.

Nach einer Weile meinte Komman-
dierchef, der edle Pole, der immer noch
nicht den Sped und die schon halb-
fertige Erbswürst vergessen konnte.

„Herr Leutnant, ich glaube, die
Höhe ist schon besetzt!“ Und im
Fremden betete er um beschleunigte
Rückkehr zu seinem Leib- und Magen-
zucht.

„Da haben wir den Salat.“

Wutenbrannt rief der Leutnant:
das Glas an die Augen.

Der Salat bestand aus einem
feindlichen Offizier und sechs Mann,
die es sich auf Höhe 113 bereits so
bequem als irgend möglich gemacht
hatten.

Was sollte man nun machen? An-
greifen? Vier gegen sieben, wäre
mehr als Selbstmord. Umkehren?
Nein. Dazu war man nicht eine ge-
schlagene Stunde durch die Kartof-
feln gelaufen und dann widersproch
diese Art der Kriegsführung auch et-
was den Gesploglichkeiten des preu-
sischen Offensivgeistes.

Schließen? Nacht unruhig Lärm,
fällt auf, wird im Lager gehört und
borbei wäre es mit der schönen Ge-
mütslichkeit. Und einmal am Tage
wollte man doch auch seine Ruhe ha-
ben.

Gottseidank schien der Feind noch
nichts bemerkt zu haben.

Da kam Felix auf eine glückliche
Idee. Denn nicht umsonst hieß er
„Felix“.

Jrgendwo hatte er mal was ge-
lesen von Parlamentären, auf die
nicht geschossen werden darf.

Fluß zog er also den Säbel aus
der Scheide, knüpfte sein weißes Tas-
chentuch an die Spitze und schritt
wohlgenut auf die besetzte Anhöhe
zu.

„Gestatten Sie, daß ich mich ver-
stelle — Scharfenbed.“

„Eh Dorf,“ sagte es winter den gel-
ben Samofaken, richtete sich auf und
wischte sich die verschlafenen Augen.

„Wie Sie an meine weißen Fä-
ne sehen, komme ich zu Ihnen, um
mit Ihnen zu unterhandeln wegen
Räumung dieser Höhe!“

„Ja, das wird sich aber schwer ma-
chen lassen, Herr Kamerad!“ kackte
der andere und erhob sich langsam.
„Ich habe nämlich den ausdrücklichen
Befehl von hier aus Meldungen zu
schicken und bin froh, daß ich endlich
oben bin!“

„Genau dasselbe soll ich auch.
Und einer von uns ist zuviel hier,
nicht wahr?“

„Ja, ja, das schon! Donnerwetter,
was machen wir nun? Halt, ich
hab's. Ich will einen Vorschlag ma-
chen, lieber Herr Scharfenbed, so war
doch Ihr Name? Wie wäre es, wenn
wir beide so recht gemütllich auf die-
ser wunderschönen Höhe blieben und
beide unsere Oberhefts mit ff. Mel-
dungen beglückten. Was ich nicht
weiß, wissen Sie vielleicht, und was
ich weiß, sage ich Ihnen!“

Und so geschah's. Freund und
Feind legten sich ins weiche Gras,
unterstuchten ihren angeleglichen Pro-
viant, teilten Lebensmittel, Cognac
und Zigaretten redlich miteinander
und schrieben dann, als sie ihr Mä-
chen beendeten hatten, „aus purer Langeweile“
als Deffert einige Meldungen an
die jeweiligen Vorgesetzten.

Noch niemals verlief ein Mandover-
tag so schnell und ohne Zwischenfälle.
Alles klappte wie am Schnürchen.
Die Truppen brauchten nicht erst 50
mal aneinander vorbeizulaufen, so-
wohl sie eine „Kaffeemühle“ zu bre-
chen, als die Kavallerie, die Infan-
terie, die Bombardiere, die Motor-
fahrer und die Flieger wurden von
der Mandoverlurre auf Höhe 113 auf
das prompteste benotet.

„Es ist wirklich eine Freude,“ sagte
er am folgenden Tage Seine Erzelenz
zu dem neben ihm stehenden Ma-
joranten, „die Truppen setzten zu
sehen. Wie herborraend die beiden
Führer über die Bewegungen des
Geuners orientiert sind.“

Die Kritik nach dem Gescheh triefte
von Wohlwollen. Immer und immer
wieder kam Seine Erzelenz auf
die Wichtigkeit des Mandoverlurre zu-
rück, lobte die beiden Paraführer
und ver sprach den Leutnants Schar-
fenbed und Ehdorf, den beiden Kom-
mandern der Schlacht, eine glänzende
Karriere.

Am Abend dieses glorreichen Tages
sah ein geradezu „verkerendes“
Liebesmahl statt. Die beiden Leut-
nants wurden gefeiert wie weild-
Achilles und Patroklos nach der Er-
löschung von Troja. Der Sekt fließ
in Strömen — die Hauptleute sitzen
einander freudetrunknen um den Holz-
tisch, denn das Gespenst mit dem winten-
den Hinterrück war wieder einmal
alltäglich unangenehm. Die beiden Ober-
sten boten sich bereits zum zwölften
mal das „Du“ an und ver sprach sich
auch fürderhin als Brigadekom-
mandeure in roten Hofen getreulich
zur Seite zu stehen.

Langsam troch der junge Tag an
den Feuertischen hoch.

Da fing in der Heidenbrust des
Leutnants Scharfenbed plötzlich des
Gewissens an laut zu schlagen. Schwän-
kend erhob er sich von dem Stuhlge-
flecht, klopfte ans Glas und ließ die
verglaskten Stielaugen über die Reihe
der hochroten Köpfe schweifen.

Nachdem er längere Zeit vergeblich
nach einem festen Anhaltspunkt ge-
sucht hatte und bei diesem Bemühen
sämtliche Gläser in der Umgebung
ihren Inhalt über das Tischloch ent-
leert hatten, begann er von lautem
Schluden oft unterbrochen, seine große
Beichte.

Gestrichelten, — Verzehrung, Herr
Oberst! Ich danke — hup — viel-
mals für die schöne Feier — hup —
es war alles Schwindel. Ich — als-
lein verhaft. Höhe 113 — mit Leut-
nant Ehdorf zusammen. Ich bitte —

Weiter kam der Redner nicht. Al-
les schrie wild durcheinander: Prost
Ehdorf! Schluß Scharfenbed! Ein
famofer Jung! Jetzt will er sein
Licht unter Ehdorfs Scheffel stellen!
Wankend kam der Oberst, eine Träne
der Rührung aus dem Auge schran-
kernd, auf den raltlos vor sich hin-
starrenden Leutnant zu, brühte ihn
fant auf den Stuhl und sagte: Was-
sen Sie nur, lieber Scharfenbed, wir
wissen alle, was Sie heute geleistet
haben. Sie brauchen Ihre Fähigkeiten
nicht selbst zu schmälern. Nur
eine falsche Bescheidenheit. Seine
Erzelenz war sehr zufrieden mit Ih-
nen und mit uns allen und das ist
doch schließlich die Hauptsache. Prost,
lieber Scharfenbed, auf das nächste
Mandoverlurre!“

Als